MOSES MENDELSSOHN STIFTUNG
DIALOG
Heft 24 – Erlangen/Potsdam 3/2004

Die Mendelssohns als Sammler, Kunstliebhaber und Mäzene

Auszug aus der Rede zum 275. Geburtstag von Moses Mendelssohn und zur Gründung der „Moses Mendelssohn-Stiftung“ am 6. 9. 2004

Meine Damen und Herren,

die Stiftung, die wir Ihnen heute Abend anlässlich des 275. Geburtstages des Berliner Philosophen und Schriftstellers Moses Mendelssohn vorstellen, ist nach dem Mann benannt worden, der vielfach mit dem griechischen Denker Sokrates verglichen wurde. Abwegig ist das nicht. Denn wie Sokrates litt auch Mendelssohn unter der Unwissenheit seiner Umgebungsgesellschaft, wie Sokrates hatte auch er Bosheit, Neid und Verleumdungen seiner Gegner zu ertragen.

Moses Mendelssohn, zweifellos eine außergewöhnliche Persönlichkeit, hat sich nicht durch die Unannehmlichkeiten, auf die er stieß, entmutigen lassen. Nicht wenige seiner Zeitgenossen bewunderten ihn wegen seines angenehmen Auftretens aber auch wegen seines Witzes und seiner sprichwörtlichen Schlagfertigkeit. Als beispielsweise einmal ein junger Lieutnant ihn auf der Strasse anschnarrte: „Womit handelt er, Jude?“ entgegnete ihm Mendelssohn: „Mit etwas, was sie brauchen können – mit Verstand“. Ob diese Begebenheit sich tatsächlich so zugetragen hat, wie sie kolportiert wird, ist umstritten. Aber, wie wir wissen, haben manche Geschichten, gleichgültig ob sie stimmen oder nicht, schon dadurch, wie sie erzählt werden, ihren eigenen Reiz und ihre eigene Überzeugungskraft.

Viel erzählt wird auch eine andere Episode, die sich in einer Berliner Abendgesellschaft zugetragen haben soll. Probst Wilhelm Abraham Teller (1734–1804) fühlte sich durch Mendelssohns Kontroverse mit Lavater (dieser wollte Mendelssohn bekanntlich davon überzeugen, dass nicht das Judentum, sondern das Christentum die bessere Religion sei) veranlasst, sich an diesen mit der spöttischen Anfrage in Versform zu wenden:

An Gott den Vater, glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an Gott den Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne schon Kredit zu geben.

Mendelssohn, spürend, dass Probst Teller ihn mit dieser Anfrage vorführen wollte, zögerte nicht lange mit seiner Antwort und entgegnete schlagfertig:

Wie sollen wir Kredit ihm geben,
Wird doch der Vater ewig leben.

Moses Mendelssohn und seine Nachkommen waren sich sehr wohl bewusst, dass sie ihren gesellschaftlichen und beruflichen Aufstieg auch der Umgebungsgesellschaft zu verdanken hatten, die ihnen diesen erst ermöglicht hatte. Sie haben sich dafür revanchiert. Abraham Mendelssohn (1776–1835) beispielsweise, der Vater des berühmten Komponisten, der mit seinem Bruder Josef (1770–1848) das Bankhaus Mendelssohn & Co gründete, das bis 1938 existierte und dann arisiert wurde, war der Erste der Mendelssohns, der mäzenatisch aktiv wurde. In seinem Fall war es die Schenkung einer Reihe von Johann Sebastian Bach-Musikautographen, die an die Berliner Sing-Akademie gingen. Die Geste war ein Dank an Berlin und die Berliner und hatte zweifellos eine tiefe symbolische Bedeutung.

Fortsetzung auf S. 2

Foto: T. Barniske

Editorial

Anlässlich des 275. Geburtstages des Philosophen und Schriftstellers Moses Mendelssohn (1729–1786) am 6. September 2004 wurde die Unternehmensgruppe Frankonia-GBI [www.frankonia-immo.de] in eine gemeinnützige Stiftung überführt worden. Die Stiftung [www.moses-mendelssohn-stiftung.de], die Hauptgesellschafter der Unternehmensgruppe ist, wird künftig aus den Erträgen ihrer Unternehmensbeteiligungen wissenschaftliche und kulturelle Projekte fördern, die der Verbreitung von Aufklärung, Vernunft und Toleranz in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft dienen. Die von Mendelssohn-Nachkommen gegründete Stiftung, geleitet von Professor Dr. Julius H. Schoeps, wird künftig sowohl eng mit dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam als auch mit der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt zusammenarbeiten. Der „Dialog“, der die Freunde und Förderer über die Aktivitäten von Stiftung, Zentrum und Akademie berichtet, wird künftig von der Stiftung herausgegeben

Redaktion

Fortsetzung von S. 1

Paul Mendelssohn Bartholdy, der Sohn Abrahams, ist vielleicht nicht so bedeutend wie sein Vater. Aber auch er hat sich Meriten erworben, einmal durch seine Tätigkeiten als Banker, zu anderen vor allem aber dadurch, dass er sich um den kompositorischen Nachlass seines Bruder, Felix Mendelssohn Bartholdy, kümmerte. Paul Mendelssohn Bartholdy hat aber nicht nur das ihm Anvertraute seines Bruders Felix zusammengehalten, sondern hat auch selbst eine bedeutende Gemäldesammlung aufgebaut. Diese Sammlung, so besagen die Akten, umfasste insgesamt 31 Bilder, darunter Werke von Karl Blechen, Karl Begas und Eugène Delacroix. Sie hingen im Mendelssohn'schen Haus in der Jägerstrasse 51. Wo die Bilder abgeblieben sind, wissen wir nicht.

Nach dem Tod Paul Mendelssohn Bartholdys haben die Kinder und Enkel des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy 1878 den kompositorischen Nachlass ihres Vaters bzw. Großvaters dem Preußischen Fiskus gestiftet gegen die Verpflichtung der Schaffung eines Stipendiums aus Haushaltsmitteln zur „Ausbildung befähigter und strebsamer Musiker ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität". Die Stiftung, zu der weitere Zustiftungen hinzukamen, existierte bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Dann wurde sie sistiert. 1963 wurde das Stipendium zu neuem Leben erweckt durch die Errichtung des Felix Mendelssohn Bartholdy-Preises, den die Stiftung Preußischer Kulturbesitz seitdem jährlich verleiht. [...]

Die stetige Aufwärtsentwicklung des Bankhauses und der Familiensinn der Mendelssohns führten 1868 zur Gründung der „Moses Mendelssohn'schen Familien-Stiftung", die bis in die Zeit des Nationalsozialismus existierte. Die Stiftung, für alle ehelichen Nachkommen Moses Mendelssohns bestimmt, hatte den Zweck, den Nachkommen, die der Unterstützung bedürftig waren, eine solche zu gewähren. In den Bestimmungen war genau ausgeführt, wie das auszusehen hatte. Stipendien für Studierende beispielsweise durften nicht länger als für sechs Jahre vergeben werden. Diese Beschränkung war für die Stipendiaten Ansporn und Mahnung zugleich.

In der Kaiserzeit waren die Mendelssohns aus der Kunstförderung der Reichshauptstadt nicht mehr hinwegzudenken. Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, Mitinhaber von Mendelssohn & Co und Mitglied des Herrenhauses, brachte zusammen mit seinem Vetter Robert Mendelssohn, Hugo Oppenheim und Eduard Arnold die Mittel auf, damit Edouard Manets berühmtes Bild „Im Wintergarten" durch Hugo von Tschudi angekauft werden konnte. Heute ist das Bild eines der Aushängeschilder der Berliner Nationalgalerie. [...]

Ernst von Mendelssohn-Bartoldy war zweifellos einer der bedeutendsten Mäzene seiner Zeit. 1885, anlässlich des bevorstehenden 100. Todestages seines Urgroßvaters, überreichte er beispielsweise der Stadt eine nennenswerte Summe zur Unterstützung der „verschämten Armen Berlins ohne Unterschied der Confession". Dem Kaiser wiederum erfüllte er einen ganz persönlichen Wunsch. Er ließ diesem eine großzügige Spende zukommen, mit der der Bau eines Genesungsheimes für Offiziere in Königstein im Taunus realisiert werden konnte.

Als die wohl größte mäzenatische Geste Ernst von Mendelssohn-Bartoldy gilt das Geschenk einer Musikautographensammlung aus dem Besitz seines Vaters, die er 1908 der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek überließ. Die Sammlung, die u.a. drei Sinfonien von Beethoven, vier der bedeutendesten Sinfonien Haydns und Mozarts „Entführung aus dem Serail" enthielt, gilt bis heute als die wertvollste Stiftung, die je einer Bibliothek gemacht worden ist.

Dahinter zurückstehen sollte allerdings nicht eine andere mäzenatische Großtat, für die Ernst von Mendelssohn-Bartholdy seiner Zeit besonders gerühmt wurde. 1906 schenkte er Wilhelm II. anlässlich von dessen Silberhochzeit die Villa Falconieri im italienischen Frascati und dazu noch das Kapital von 200.000 Mark, um die Villa als Erholungsheim für deutsche Künstler und Gelehrte herzurichten. [...]

Ernst von Mendelssohn-Bartholdy starb am 25. Dezember 1909 und konnte deshalb die Eröffnung und die Aufnahme des Betriebes der Villa Falconieri nicht mehr miterleben. Sicherlich hätte er sich gegrämt, denn er hätte zur Kenntnis nehmen müssen, dass wenige Jahre später im Zuge des Versailler Vertrages die Villa vom italienischen Staat entschädigungslos enteignet wurde. Es hat lange juristische Streitereien um die Rechtmäßigkeit dieser Enteignung gegeben, die aber zu nichts führten. Die Villa ist heute im Besitz des italienischen Staates.

Ebenfalls als Mäzen, mehr aber noch als Sammler, tat sich Paul von Mendelssohn Bartholdy hervor, der Sohn Ernst von Mendelssohn-Bartholdys. Wie sein Vater war Paul Mitinhaber von Mendelssohn & Co., Mitglied des Preußischen Herrenhauses und Königlich Dänischer Generalkonsul. Die von ihm zusammengetragene van Gogh-Sammlung war legendär. Erst heute fangen wir an zu wissen, was sich an Kunstwerken in seinem Besitz fand, so u.a. eines der berühmten Sonnenblumen-Bilder, das vom Auktionshaus Sothebys Ende der 80er Jahre für 28 Millionen Pfund versteigert wurde und heute unter dem Namen „Yasuda-Sunflower" Eigentum einer japanischen Versicherung ist.

Auch Pablo Picassos berühmter „Junge mit der Pfeife", der kürzlich bei Sothebys für die Rekordsumme von 108 Millionen Dollar einen neuen Besitzer fand, gehörte einst Paul von Mendelssohn-Bartholdy. Das allein schon beweist, dass Paul von Mendelssohn-Bartholdy nicht nur ein profunder Kunstkenner, sondern auch ein leidenschaftlicher Kunstsammler war. Als er 1935 starb, ging mit ihm und seinem Vetter Franz von Mendelssohn, dessen Ableben im gleichen Jahr beklagt wurde, ein Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur unwiderruflich zu Ende.

An die Mendelssohns und die Mendelssohn-Bartholdys erinnert in Berlin heute kaum noch etwas. Dort, wo einst Paul von Mendelssohn-Bartholdys Stadtpalais in der Ahlsenstrasse stand, steht heute das Bundeskanzleramt und ist das neue Regierungsviertel im Entstehen. Dass hier einmal ein nach Pariser Vorbild von dem Architekten Bruno Paul erbautes dreiflügliges Palais stand, ist kaum noch jemandem bewusst. Weder gibt es darauf einen Hinweis, geschweige denn eine Plakette, die auf die frühere Bebauung aufmerksam machen würde.

Das den Mendelssohn-Bartholdys einst gehörende Schloss Börnicke vor den Toren Berlins existiert zwar noch, befindet sich heute aber in einem ausgesprochen jämmerlichen Zustand. Der gegenwärtige Zustand des Gebäudes, in dem die Familie bis in die dreißiger Jahre großbürgerlich residierte, erinnert nur noch entfernt an die einstige Pracht. [...]

Die Moses Mendelssohn-Stiftung, die wir heute der Öffentlichkeit vorstellen, will an die einstigen Familientraditionen anknüpfen. Die von uns, meinem Bruder und mir, zwei Mendelssohn-Nachkommen, gegründete gemeinnützige Stiftung fühlt sich den Ideen des großen „Weltweisen" verpflichtet und wird künftig bemüht sein, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Projekte zu fördern, die der Verbreitung von Aufklärung, Vernunft und Toleranz in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft dienen.

Die Stiftung wird künftig eng sowohl mit dem Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam und der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt zusammen arbeiten. Die Einrichtungen, beide nach der Vereinigung 1992 und 1994 entstanden, sind nach Satzung und Programm gehalten, Aktivitäten im Geiste Moses Mendelssohns zu entwickeln vor allem in den neuen Bundesländern.

Die Moses Mendelssohn-Stiftung soll künftig durch weitere Zustiftungen in die Lage versetzt werden, ihre Aktivitäten auszuweiten. So ist seitens der Stiftung u.a. daran gedacht, das Projekt einer „Fakultät für Jüdische Studien" im Raum Berlin/Brandenburg zu unterstützen. Eine solche Fakultät, eventuell angedockt an die Universität Potsdam oder als privatrechtliche Stiftung gegründet, könnte anknüpfen an die Aktivitäten der von den Nazis am 19. Juli 1942 geschlossenen „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums". Wir wissen, dass das kein ganz einfach zu realisierendes Unternehmen ist. Dennoch hoffen wir, dass genügend Verbündete in Politik, Verwaltung und Wissenschaft zu finden sind, damit aus der Vision Wirklichkeit werden kann.

Wie schrieb doch Moses Mendelssohn 1781 unter der Überschrift *Bestimmung des Menschen* in ein ihm vorgelegtes Stammbuch: *Wahrheit erkennen,/ Schönheit lieben,/Gutes wollen, das Beste thun.* An dieser Mendelssohnschen Maxime wird sich die Arbeit der Stiftung künftig orientieren.

Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Die Halberstädter Mikwe

Eine Attraktion zum Tag des offenen Denkmals

„Wasser“ war das Thema des diesjährigen „Tags des offenen Denkmals“ am 12. September. Neben dem ehemaligen Städtischen Hallenbad und einer Wassermühle gehörte das Berend Lehmann Museum im Mikwenhaus Judenstraße 25/26 zu den Orten, die Besuchern den ganzen Sonntag offenstanden. Mehrere Hundert Besucher nutzten die stündlich angebotenen Erläuterungen zur Mikwe.

Wörtlich übersetzt bedeutet Mikwe „Wasseransammlung“. In den Schriften der Rabbinen bezeichnet es jedoch ein rituelles Tauchbad, das den Zustand von Menschen und Geräten vom kultisch Unreinen zum Reinen verändert. Die Mikwe gehört neben Synagoge und Friedhof bis heute zu den unabdingbaren Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde. Die Bestimmungen zur Nutzung der Mikwe finden sich im jüdischen Religionsgesetz, in der Halacha. Dort wird das Untertauchen des ganzen Körpers in „lebendigem Wasser“, also in Grundwasser, gesammeltem Regenwasser, einer Quelle, einem Fluß oder im Meer vorgeschrieben.

Viele Vorschriften zur Mikwe bezogen sich auf den Dienst im Tempel zu Jerusalem. Mit dessen Zerstörung verloren sie ihre Bedeutung. Seitdem wird den Männern das Tauchbad nur empfohlen, z. B. vor dem Schabbat und den Feiertagen. Strenge Vorschriften gelten dagegen bis heute für Frauen. Das jüdische Religionsgesetz fordert das Tauchbad erstmals vor der Hochzeit, danach nach jeder Menstruation und nach einer Geburt. Ehelicher Verkehr während der Menstruation bis zum Bad in der Mikwe ist verboten.

Die körperliche Reinigung wird ausdrücklich als Voraussetzung für das Tauchbad gefordert, rituell reinigen kann man sich jedoch nur in „lebendigem Wasser“, in der Mikwe.

Die Mikwe in der Halberstädter Judenstraße gehörte zu der heute zerstörten barocken Gemeindesynagoge, die 1712 eingeweiht wurde. Die Mikwe ist nach Ansicht der Restauratoren allerdings schon mit der Erbauung der Reihenfachwerkhäuser im 16. Jahrhundert entstanden. Von dieser frühen Mikwe zeugen allerdings nur noch wenige Spuren.

Die Reste des baulichen Zustandes, den der Besucher heute sieht, gehen auf eine Modernisierung im späten 19. Jahrhundert zurück. Nachdem die Unternehmerfamilie Hirsch die barocke Gemeindesynagoge renoviert und um eine Eingangshalle erweitert hatte, ließ sie die Mikwe auf den modernsten technischen Stand bringen. Zur Körperreinigung wurden Kabinen mit Badewannen eingebaut, es wurde eine Heizung installiert, und ein kompliziertes System machte es möglich, auch das Wasser im eigentlichen rituellen Tauchbecken zu erwärmen. Erhaltene Bauakten erlauben Einblick in die Technik. Um die Räume großzügig zu gestalten und ihnen den Nimbus des Kellers zu nehmen, wurde die Kellerdecke herausgenommen, und es wurden Kreuzgewölbe errichtet, die den Erdgeschoßraum einnahmen. Fotografien der Innenräume der Mikwe, die in den zwanziger Jahren der Halberstädter Fotograf Samuel Alagjem angefertigt hatte, dokumentieren die aufwendige Gestaltung.

Während der Verfolgung der Juden trat die Funktion als Ritualbad in den Hintergrund. Es war den Juden verboten, die städtische Badeanstalt zu besuchen. Da die armen Juden, die in der Unterstadt lebten, aber keine eigenen Bäder hatten, bekam die Mikwe vorrangig die Funktion einer tatsächlichen Badeanstalt und Zeitzeugen berichten, dass in dieser Zeit, häufig ein Schild mitteilte, es sei wegen „Überfüllung“ geschlossen.

Die Mikwe blieb bis 1954 unangetastet in der Judenstraße 26. Dann wurden zur Gewinnung von Wohnraum die technischen Anlagen herausgerissen, und das Tauchbecken wurde verfüllt. 2001 wurde im Rahmen der Entstehung des Berend Lehmann Museums das Tauchbecken wiederhergestellt, und es konnten Wand- und Bodenfliesen freigelegt werden. Noch heute wird das Tauchbecken von „lebendigem Wasser“ gespeist, von Grundwasser.

Laut Zeitzeugenberichten soll sich im Bereich zwischen der Gemeindesynagoge und dem Mikwenhaus im Außenbereich eine überdachte Mikwe zum Geschirrtauchen befunden haben. Bisher konnte diese noch nicht freigelegt werden. Im gleichen Bereich wurde bei der Restaurierung des Kantorhauses, dessen Torweg den Hauptzugang zur Barocksynagoge bildete, eine einfache, aus Steinen gefügte Kellermikwe aus dem 18. Jahrhundert gefunden.

Jutta Dick

Termine

Vorträge

Dienstag, 2. November 2004
19.30 Uhr in der Klaussynagoge Rosenwinkel 18
Prof. Dr. Yogi Meier:
Die jüdische Jugendbewegung

Montag, 8. November 2004
in Kooperation mit der Fachhochschule Harz
Hannes Heer:
Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei

Illuminierte Höfe in Halberstadt

Die Moses Mendelssohn Akademie beteiligt sich 2004 zum ersten Mal an den „Illuminierten Höfen“ in der Halberstädter Altstadt. Am ersten Adventswochenende, 27./28. November, präsentieren sich in den Innenhöfen der Fachwerkhäuser Kunsthandwerker, Aktionen, und es gibt kulinarische Spezialitäten. Die MMA wird in den Tordurchgängen Bakenstrasse und Judenstrasse zeitlich nah zu Chanukka – natürlich – Latkes und Sufganjot anbieten. Eine Halberstädter Keramikerin, Anna Weihe, präsentiert ihre Ideen zu Chanukkaleuchtern und Kidduschbechern, das Benediktinerkloster Huysburg bietet Klosterprodukte an, die Papierwerkstatt der Behindertenwerkstätten der Diakonie entwickelt in Verbindung mit der MMA u.a. Notizbücher, und wird sich vieles mehr finden.

Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Juden in Berlin – ein biografisches Lexikon

Die Geschichte jüdischen Lebens in Berlin lässt sich auf unterschiedliche Weise erzählen. Chronologisch dargestellt, von den ersten jüdischen Ansiedlungen im 13. Jahrhundert bis zur Neukonstituierung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin nach der Shoa, wird sie in dem 2001 von Andreas Nachama, Julius H. Schoeps und Hermann Simon im Berliner Henschel Verlag herausgegebenen Buch „Juden in Berlin". Ergänzend dazu erscheint im Frühjahr 2005 ein zweiter Band mit ca. 1.500 Kurzbiografien, die zeigen, dass die wechselvolle Geschichte deutsch-jüdischen Zusammenlebens in der Großstadt Berlin auch an den Schicksalen einzelner ablesbar ist. Das Buch entstand innerhalb eines Projektes des Moses Mendelsohn Zentrum. Über zwei Semester waren angehende Wissenschaftlerinnen angehalten, zu forschen und zu recherchieren. Hinzu kamen Spezialisten, wie der Medizinhistoriker Friedrich Wilhelm Kielhorn, die Biografien aus ihrem jeweiligen Fachgebiet besteuerten. Unterstützung fand das Projekt u.a. bei Frau Schwichtenberg vom Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz und bei Frau Gauding vom Archiv des Centrum Judaicum.

Der älteste Eintrag des Lexikons gilt dem Münzmeister Lippold, der, zunächst vom Hofe hochgeschätzt, nach dem plötzlichen Tod des Kurfürsten plötzlich unter Mordverdacht geriet und 1573 öffentlich gerädert und gevierteilt wurde. Mit ihm wurde die gesamte Judenschaft der Mark Brandenburg verurteilt, denn alle Juden mussten das Land verlassen. Auch die jüngsten Einträge berichten von Ermordung und Vertreibung. So wurde die im Sommer 2004 im Alter von 98 Jahren verstorbene Fotografin Ellen Auerbach während der Shoa ins Exil getrieben. Andere, wie der ebenfalls erst kürzlich verstorbene Kommunist Max Kahane kehrten nach 1945 zurück.

Für die Auswahl der Biografien gab es drei Kriterien: Zum einen sollte ein eindeutiger Berlinbezug vorliegen, zum anderen wurden nur posthume Biografien aufgenommen. Das dritte Kriterium ist nur scheinbar selbstverständlich: Ein jüdisches Personenlexikon bedarf einer Definition, wer als *jüdisch* gilt. Das innerreligiöse Kriterium der Halacha nennt als Voraussetzung eine jüdische Mutter. Für das subjektive Selbstverständnis muss dies aber nicht unbedingt eine Rolle spielen. Die Nationalsozialisten zwangen vielen Menschen *jüdisch* als Fremddefinition auf, in der Absicht sie auszugrenzen und durch die sogenannte *Endlösung* generalstabsmäßig zu ermorden. Angesichts dessen entschieden sich die Autoren und Autorinnen, Biografien dann aufzunehmen, wenn die *jüdische* Zuschreibung – ob aus religiösem Kontext oder nichtjüdischer Stigmatisierung – in dem jeweiligen Schicksal oder in der Rezeption des Werkes eines Menschen eine Rolle gespielt hat. Deshalb fehlt weder Felix Mendelssohn Bartholdy, der als Kind getauft wurde, doch aus der weit verzweigten Familie der Mendelssohns stammt, noch Ernst von Simon, der Enkel eines getauften Juden, der von den Nationalsozialisten wegen seines Großvaters aus dem Amt vertrieben wurde. Ebenso wurden Menschen aufgenommen, die zum jüdischen Glauben konvertiert sind, wie die Frau von Martin Buber, Paula Winkler. Ein weiteres Anliegen der Autoren war es, die ganze Bandbreite des Wirkens von Menschen jüdischer Abstammung in der Stadt Berlin aufzuzeigen. Gegen die nach wie vor herrschende Stereotypisierung, Juden seien qua Geburt entweder Künstler oder Bankiers, anzuschreiben, hieß vor allem weniger bekannte Schicksale zu recherchieren. Die Quellenlage zu berühmten Architekten, Schauspieler, Philosophen und auch Firmengründern ist, da sie im Licht der Öffentlichkeit stehen, viel ergiebiger, als die über Hausierer, Fabrikarbeiter und Angestellte, die aber zahlenmäßig sehr viel größer sind. Gegen das Missverhältnis von öffentlicher Wahrnehmung und tatsächlicher Teilhabe an gesellschaftlichen Gruppen kann ein Personenlexikon, das mehr erzählen will, als in den amtlichen Registern zu finden ist, nicht ankommen. Eine erneute Hierarchisierung von bedeutenden und weniger bedeutenden Persönlichkeit wurde durch die Angleichung der Länge der Lexikonartikel vermieden. Stellvertretend für die vielen ermordeten jüdischen Kinder, die aus Berlin deportiert und deren Schicksalsfaden in den Gaskammern abrupt durchtrennt wurde, steht die Biografie von Marion Samuel, die in Auschwitz mit elf Jahren ermordet wurde. Ein Lexikon, dass sich „Juden in Berlin" nennt, kann niemals vollständig sein. Es kann aber, und dies versucht das Buch, die Vielfalt jüdischen Lebens vermitteln und die Auswirkungen von Ausgrenzungen über die Jahrhunderte aufzeigen. Nicht zuletzt sind die gesammelten Biografien Dokumente einer Großstadt, die vielen verschiedenen Menschen Zuflucht, Heimat, Zwischenstation und Arbeitsplatz war. Das Lexikon zeigt, wie viele Menschen jüdischer Abstammung die Stadt geprägt und geformt haben, ob nun als Bankier, als Widerstandskämpfer gegen das Naziregime, als Salondame oder Verlegerin.

Helen Thein

Arons, Levin, Bankier. 15.11.1773 Strausberg – 7.4.1840 Berlin. A. begründet mit seinem Bruder Lazarus das Bankhaus *Gebrüder Arons* und ist Finanzier der ersten Eisenbahnlinie zwischen Berlin und Potsdam, die am 29.10.1838 eröffnet wird.

Seine Nachkommen, u.a. sein Enkel Martin Leo ▶ A. leben bis 1935 in Deutschland. Durch die Nationalsozialisten in ihrer Existenz bedroht, emigrieren die Urenkel zunächst in die Schweiz, dann über Frankreich nach Portugal. Die Ururenkelin Ruth A. lebt heute in Lissabon.

Schnabel, P.: Lissabon – Hafen der Hoffnung, Dokumentarfilm, 1994. id

Altmann, Georg, Regisseur, Dramaturg, Theaterdirektor. 15.1.1884 Berlin – 9.6.1962 Los Angeles. 1907–09 Hoftheater Mannheim, 1910–13 u.a. Deutsches Theater Hannover; 1913–26 Nachfolger von M. ▶ Reinhardt am Kleinen Theater Berlin,

1927–33 Schauspielhaus Hannover. 1933 Entlassung, Flucht nach Frankreich. 1937 Emigration in die USA.

Vor fremden und eigenen Kulissen. Geschautes und Erlebtes, 1964. js

Arno, Siegfried [d.i. Siegfried Aron, Pseud. Sig Arno], Schauspieler, Sänger. 27.12.1895 Hamburg – 17.8.1975 Woodland Hills/USA. Nach der Talmud-Thora-Realschule absolviert er eine Ausbildung zum Modezeichner an der Hamburger Kunstgewerbeschule. Ab 1918 ist er Schauspieler an Bühnen in

Hamburg, Prag und Berlin (seit 1921), nimmt aber auch Filmenrollen an. Gemeinsam mit K. ▶ Gerron tritt er als Komikerduo *Beef und Steak* auf. 1930 komponiert R. ▶ Gilbert für A. den Schlager *Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist*. Bis zu seiner Emigration 1933 spielt er in mehr als 150 dt. Filmproduktionen mit. Seit 1939 lebt A. in den USA, wo er in Filmen wie Charlie Chaplins *Der große Diktator* (1940) auftritt. 1966 erhält er in Deutschland das Filmband in Gold. red

Weder Tel Aviv noch San Diego

Arkadi Pikovski ist erfolgreicher Physiker an der Universität Potsdam

„Frischer Wind aus dem Osten“ nannte die Otto Benecke Stiftung jüngst eine bundesweite Konferenz in Stuttgart, auf der die Kompetenzen, Chancen und Perspektiven russischsprachiger Wissenschaftler in Deutschland thematisiert wurden. Doch weit weniger als in Israel und den USA hat die deutsche Forschung und Lehre bisher auf das enorme Potential russisch-jüdischer Wissenschaftler zurückgegriffen, welche nach 1989 hierher emigrierten. Bisherigen Erhebungen zufolge besitzen sie die gleichen Qualifikationen und Befähigungen wie ihre Freunde und Verwandten in „Eretz Israel“ und in Übersee. Hat man die russisch-jüdischen Forscher – anders etwa als einen Teil der zugewanderten Künstler und Medienstars – bisher übersehen?

Ein sorgfältigerer Blick offeriert dagegen, dass auch in Deutschland ein Teil der russischen „Intelligenzija“ Fuß fasst, dabei insbesondere Spitzenkräfte im mittleren und jüngeren Alter. Hierbei stehen ihnen keine traditionellen Einwanderer-Netzwerke und Hilfsorganisationen wie in Amerika oder staatliche Förderprogramme wie in Israel zur Verfügung. Wenn russischen Juden in Deutschland eine universitäre Karriere gelingt, dann wohl stets nur aus eigener Kraft.

Halb in die Parklandschaft von Sanssouci eingebettet und nur wenige hundert Meter vom Fachbereich Jüdische Studien entfernt, „residiert“ an der Lindenallee das Physikalische Institut der Universität Potsdam. Hier forscht seit 12 Jahren auch Professor Arkadi Pikovski, seines Zeichens Experte für Statistische Physik und Chaostheorie. „Es ist ein relativer Zufall, dass es mich hierher verschlug“, so der aufgeschlossene bärtige Mittvierziger aus dem einstigen Gorki, was heute Nishne Nowgorod heißt und nach Moskau und St. Petersburg die drittgrößte Stadt Russlands darstellt. Gorki – oder eben Nishne Nowgorod – galt schon immer als Hochburg der Wissenschaft, wenn auch mit vielen sowjetstaatlichen Reglementierungen gegängelt, zu denen auch ein Aufenthaltsverbot für ausländische Wissenschaftler gehörte. Umgekehrt war es sowjetischen Wissenschaftlern bis in die 80er Jahre hinein nahezu unmöglich, intensive Kontakte zur westlichen Fachwelt zu pflegen – internationale Konferenzen und Treffen waren entweder zu teuer oder von vornherein tabu.

Als die Ära von Glasnost und Perestroika in ihre letzte und zugleich kritischste Phase eintrat, war Arkadi Pikovski ein Forschungsstipendium der Humboldt-Stiftung vergönnt, welches ihn 1990 von Gorki zu einem einjährigen Forschungsaufenthalt nach Wuppertal brachte. Monate später waren West- und Ostdeutschland wieder vereinigt, und noch ein paar Monate später griff die so genannte „Kontingentflüchtlingsregelung“ für jüdische Zuwanderer aus der Sowjetunion (und späteren GUS). „In der Sowjetunion herrschte zu diesem Zeitpunkt das reinste Chaos, politisch, gesellschaftlich und auch im Alltag. Wenn man am Morgen nicht weiß, ob man am Abend noch die notwendigsten Lebensmittel und die Milch für die Kinder auftreiben kann, dann leidet auch die ganze wissenschaftliche Arbeit“, erinnert sich Arkadi Pikovski. „Hinzu kam, dass reihenweise die universitäre und institutionelle Forschung wegbrach. Meine Frau und die Kinder kamen nun auch nach Deutschland, und wir entschieden uns, für immer hier zu bleiben.“

Foto: O. Glöckner

Arkadi Pikovski im Physikalischen Institut der Universität Potsdam

Freunde und Bekannte des Physikers gingen dagegen nach Israel und in die USA, wurden teilweise gezielt umworben und stürzten sich voller Energie in neue Forschungsprojekte und -programme. „Noch heute sehen wir uns manchmal auf internationalen Konferenzen und natürlich erzählen wir uns dann auch unsere jeweiligen Erfahrungen“, schmunzelt Arkadi Pikovksi. Doch selbst gemessen an den einstigen Kollegen, die nun in Tel Aviv oder San Diego forschen, erscheint sein individueller Erfolg in Potsdam beeindruckend. Als sich das Max Planck Institut in der Brandenburgischen Landeshauptstadt gründete, war er bereits von Wuppertal herübergewechselt. Mitte der neunziger Jahre konnte Arkadi Pikovski an der Universität Potsdam habilitieren, 1997 wurde er Ordentlicher Professor. Ein Weg, der selbst für deutsche Kollegen mit vielen Steinen gepflastert war und ist, zumal die öffentlichen Sparhaushalte schon seit Beginn der 90er Jahre ihren Schatten über die deutsche Forschungslandschaft geworfen haben.

Arkadi Pikovksi hat sich in Berlin-Brandenburg gut eingelebt, er genießt nach eigenem Bekunden sogar die Atmosphäre im deutschen Osten. Und auch wenn die zwischen Universität und Familie verbleibende Freizeit schmal bemessen ist, verfolgt der Mann wachen Auges die Entwicklung eines „neuen deutschen Judentums“, das schon heute in vielfältiger Weise von den russisch-jüdischen Zuwanderern geprägt ist. „In meiner Wuppertaler Zeit habe ich die Jüdische Gemeinde regelmäßig aufsuchen können“, so der Potsdamer Professor. Heute ist er Gemeindemitglied in Berlin, wo die Familie Pikovski auch wohnt. Arkadi liest – neben anderen Printmedienmedien – regelmäßig die „Jevrejskaja Gazeta“, das „jüdische berlin“ und den „Dialog“. Dass ein starkes russischsprachiges Diaspora-Judentum sich auch in den kommenden Jahrzehnten allerorts behaupten wird – dies steht für ihn eigentlich außer Frage. Er sieht darin auch keinen Widerspruch für eine erfolgreiche Integration im jeweiligen Aufnahmeland: „Schauen Sie die Erfahrungen der jüdischen Immigranten in Amerika an, unter denen hat sich das Jiddisch 100 Jahre gehalten, und es hat auch niemandem geschadet.“

Was den Integrationsprozess in Deutschland betrifft, so hat Arkadi Pikovksi durchaus seine eigenen Vorstellungen, wie sich dieser besser gestalten könnte: Bei den zugewanderten GUS-Wissenschaftlern, die sich zwischen Ende zwanzig und Mitte dreißig bewegen, hält er temporäre universitäre Forschungsaufenthalte von zwei bis drei Jahren – notfalls im Rahmen staatlicher Förderprogramme – für sehr sinnvoll. „Die Leute bekommen Praxis, niemand ist auf Dauer verpflichtet, aber man kann die Spitzenkräfte sichten“, meint der heutige Potsdamer Forscher, und fährt fort: „In den Jüdischen Gemeinden mit ihrem jetzigen hohen Zuwachs wäre wohl vieles einfacher zu gestalten und zu regeln, wenn mehr über Ehrenamt und weniger über finanzielle Anreize läuft“. Aber auch bei der „Jevrejskaja Gazeta“, dem heute führenden Printmedium der russischen Juden in Deutschland, meldet der Professor ein paar inhaltliche Korrekturwünsche an: „Irgendwie ist vieles an der Zeitschrift noch ziemlich stark auf die frühere Sowjetunion konzentriert. Vielleicht interessieren sich ja auch viele Leser mehr für das, was damals unter Stalin geschah, als für das, was jetzt in Deutschland geschieht. Ich selbst würde mich freuen, wenn es dagegen mal eine historische Serie über Berliner Juden gäbe – oder über Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Leo Baeck, Fritz Haber. Damit die Leute, die neu hierher kommen, einfach einen profunden Einblick bekommen.“

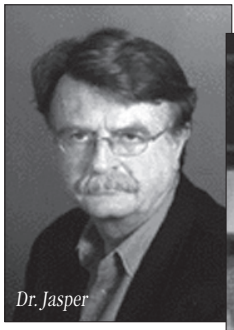
Olaf Glöckner

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Personalia

Die Mitarbeiter Dr. Willi Jasper und Dr. Christoph Schulte, apl. Professoren an der Universität Potsdam, scheiden zum Jahresende aus dem MMZ aus. Beide wechseln an die Universität Potsdam über, wo sie neue Aufgaben übernehmen werden. Das Moses Mendelssohn Zentrum dankt ihnen für ihre langjährige geleistete Arbeit und wünscht ihnen für ihren weiteren Werdegang alles Gute. Laufende Projekte des MMZ, in denen Dr. Jasper und Dr. Schulte Leitungsaufgaben wahrnehmen, werden von diesen auch weiter betreut.



Dr. Jasper

Dr. Schulte

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-533820, Fax: 5338277
Internet:
www.moses-mendelssohn-stiftung.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

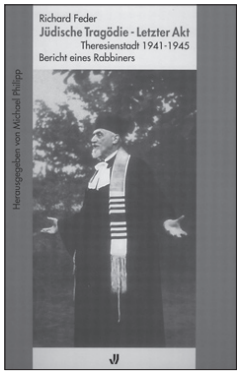
Nachdem sich im zurückliegenden Jahr die Jahrestagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte e.V. unter dem Thema „Der Philosoph von Sanssouci" dem preußischen König Friedrich II. und seiner Zeit widmete (vgl. DIALOG Heft 20), knüpft die diesjährige Herbstkonferenz mit dem Titel „Tradition, Emanzipation und Verantwortung. Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums" anlässlich des 275. Geburtstages des jüdischen Philosophen, direkt an Einzelaspekte aus dem letzten Jahr an und führt diese vertiefend und ergänzend fort.

Die inzwischen schon 46. Jahrestagung der GGG, die gemeinsam mit dem Moses Mendelssohn Zentrum sowie in Verbindung mit der Moses Mendelssohn Stiftung veranstaltet wird, findet in der Zeit vom 28. bis 30. Oktober 2004 im Potsdamer Alten Rathaus statt.

Kontakt: Dr. Thomas Gerber
Universität Potsdam, Historisches Institut
PF 60 15 53, D-14415 Potsdam
Tel.: (0331) 977-14 42/1036
Fax: (0331) 977-11 68

Das vollständige Tagungsprogramm, das hier nur in seinen wesentlichen Punkten abgedruckt wurde, kann auf den Internetseiten des MMZ unter www.mmz-potsdam.de eingesehen werden.

In der Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam ist der Bericht des tschechischen Rabbiners Richard Feder über seine Zeit im KZ Theresienstadt erschienen. Er wurde 1942 mit seiner gesamten Gemeinde aus der böhmischen Kleinstadt Kolín in das KZ deportiert. Unmittelbar nach der Befreiung 1945 beginnt Rabbiner Feder mit der Niederschrift seines Berichts. Er bemüht sich um eine objektive Darstellung des KZ Theresienstadt, aber immer wieder führt die noch frische Erinnerung zu emotionalen Ausbrüchen. Zugleich ist es ihm ein Anliegen, durch seine Beschreibung die Würde der Opfer wiederherzustellen. 1947 erschien sein Bericht in tschechischer Sprache, nun wurde er erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Der Bericht ist durch ausführliche Anmerkungen sowie einem Nachwort des Herausgebers mit Informationen über Richard Feder bzw. sein Werk ergänzt. Er ist im Buchhandel zum Preis von Euro 31,00 erhältlich.



ISBN: 3935035608

Tradition, Emanzipation und Verantwortung

Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums

Altes Rathaus, Potsdam

Donnerstag, 28. Oktober 2004

19.15 Uhr ERÖFFNUNG
Prof. Dr. Julius H. Schoeps
Minister a.D. Dr. h.c. Hinrich Enderlein
19.30 Uhr ERÖFFNUNGSVORTRAG
Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Möller (München):
Nicolai und Mendelssohn – zwei Repräsentanten der Berliner Aufklärung

Freitag, 29. Oktober 2004

9.15 Uhr: Dr. Albert Bruer (München)
Juden in Preußen
10.00 Uhr Prof. Dr. Ingrid Lohmann (Hamburg)
Die Jüdische Freischule in Berlin – Ihre Rolle im Spannungsfeld von Tradition und Verbürgerlichung
11.15 Uhr Hanna Lotte Lund (MMZ)
Der jüdische Salon als Ort der Emanzipation? Politische Partizipation und Geschlechterverhältnisse im literarischen Salon um 1800
14.00 Uhr Johannes Schwarz (Berlin)
Jüdische Presse Ende des 18. Jahrhunderts
14.45 Uhr Prof. Dr. Julius H. Schoeps (MMZ)
Der Kampf um die Gleichberechtigung. Moses Mendelssohn und „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum"
16.00 Uhr Dr. Irene Diekmann (Potsdam)
Selma Stern und die Edition der Akten zur Geschichte der Juden in Preußen
19.00 Uhr Lesung mit Prof. Carola Stern (Berlin)

Samstag, 30. Oktober 2004

9.15 Uhr Sebastian Panwitz (Berlin)
Mäzenatentum am Beispiel der Mendelssohns
10.00 Uhr Prof. Dr. Günter Hartung (Halle/S.)
Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum
11.15 Uhr Prof. Dr. Beatrix Borchard (Hamburg)
Zur Rolle der Musik im jüdischen Akkulturationsprozess
12.00 Uhr Prof. Dr. François Guesnet (Berlin)
Moses Mendelssohn als Fürsprecher (Stadlan)